

PETER SPICHTIG, ZÜRICH / FRIBOURG

Zwischenruf: Wo sind die wirklich neuen Kirchenräume?

Ich lade geneigte Leserinnen und Leser und – allen voran – P. Winfried Bachler OSB auf einen imaginären Spaziergang durch einen typischen modernen Kirchenbau ein und weise dabei auf einige blinde Flecken hin.

Da es auch mir leichter fällt zu kritisieren denn geniale Würfe zu produzieren, wird sich meine abschliessende Skizze, wie ein konsequent von der Liturgiekonstitution her entwickelter liturgischer Raum beschaffen sein sollte, an dieser Stelle in einer blossen Ansammlung von aphoristischen Aussagen erschöpfen. Diese mögen indes als Anregung zur Diskussion dienen.

Den nicht leicht von der Hand zu weisenden Vorwurf, angesichts all der wirklich drängenden Probleme in der Kirche sei das Postulat neuer Räume für die erneuerte Liturgie eine Zwängerei (wenn nicht gar eine Spinnerei), würde ich vorweg gern wie folgt adressieren. Selbst heute noch werden vereinzelt neue Kirchen aus legitimem Bedürfnisnachweis gebaut. Das ist Migrationsdynamiken und städteplanerischen Aspekten geschuldet. Längerfristig betrachtet hat sich ein verändertes Kirchen- und Liturgieverständnis immer schon in der Architektur niedergeschlagen. Sie ist quasi gebaute Theologie mit ihrer entsprechend langen Halbwertszeit. Wer deshalb jetzt keine neuen Kirchen bauen wollte, während doch das Hohelied des Epochalen Wandels gesungen wird, als der das Zweite Vatikanische Konzil zu werten sei, sähe sich also dem Vorwurf ausgesetzt, das Ausmass dieses Wandels noch nicht hinreichend verstanden zu haben. Diese wirklich drängenden Probleme der Kirche, ihr kritisches Selbstverständnis, müssten sich doch grad an ihrer Architektursprache, der phänomenologisch vielleicht lautesten und nachhaltigsten Stimme, ablesen lassen, weshalb ein Nachdenken darüber wichtig ist.

Wobei wir an der Schwelle unseres Spaziergangs angekommen wären. Denn solche blinden Flecken gilt es jetzt zu identifizieren.



**P. Peter
SPICHTIG OP**

ist Sekretär der Liturgischen Kommission der Schweizer Bischofskonferenz, fachlicher Mitarbeiter im Liturgischen Institut in Freiburg i. Ue. und Oberer der Dominikanergemeinschaft in Zürich.

■ **Blinde Flecken im doch eigentlich modernen Kirchenbau**

Vorweg und beim harmlosen Spaziergang nicht auf den ersten Blick erkennbar, sei der Elefant im Raum benannt, der seit geraumer Zeit jedoch derart kränkelt, dass Empathie und wohlintendierte Diagnostiken ihn in seiner schieren Grösse doch nicht so recht zu fassen vermögen. Ich meine den Priester. Und mit ihm die schillernden Kirchenbilder der letzten rund 150 Jahre.

War er vorher während Jahrhunderten Treuhänder der Heilsökonomie und einzig kompetenter und verantwortlicher Zeremonienmeister der alleinseigmachenden Heilsgnadenanstalt, ward nunmehr quasi über Nacht vom Priester verlangt, wöchentlicher Moderator der live gegebenen Sonntagmorgenshow zu sein; eines interaktiven Einstünders mit Livemusik und symbolischer Verköstigung des ganzen Publikums und mit dem didaktischen Anspruch, diesem Gott und die Welt zu erklären.

Ja, es ist die Zeit der Einübung der „neuen Messe“ gleichzeitig die Zeit der grossen Samstagabend-Shows am Fernsehen. Woher sonst erklärt sich die stupend ähnliche Rollenauffassung des modernen Priesters, wenn nicht von der die ganze Nation verbindenden Samstagabend-TV-Lagerfeuer der Fuchsbergers, Kulenkampffs, Carells, Gottschalks, Felix' – nota bene alles Männer! –, denen es nämlich oblag, den roten Faden innerhalb einer streng nach Regeln konzipierten Veranstaltung mit sehr gemischtem Publikum zu gestalten, ohne dessen Aufmerksamkeitsspanne überzustrapazieren. Und wie anders als frontal gegenüber den Zuseher·innen und in der Totalen könnte der Moderator auch sonst auftreten?

Im Unterschied zum TV-Vorabend freilich, deren Titanen alle irgendwie auch Egomanen waren (sein mussten) und das Wort nur eingeladenen Künstler·innen oder Quizkandidaten übergaben, um es nach deren kurzem Auftritt sogleich wieder an sich zu reissen, ist dem Priester aber Differenzierteres abgefordert. Er soll neben der interaktiven Führungsrolle (für die er anders als der Fernsehmoderator keinerlei Training genossen hat) doch auch weiterhin Raum schaffen für die Hauptperson der Veranstaltung, Gott nämlich, der unglücklicherweise recht schwierig ins richtige Licht zu rücken ist. Zudem soll er im (doch relativ häufig auftretenden) ausserordentlichen Fall auch ganz bescheiden mit einem anderen Priester das Skript der Liturgie aufteilen, ja, im Falle des Bischofs oder seines Generalvikars, gar seine Moderationsfunktion abgeben.

Ein weiterer Unterschied zum Studiosetting und dem definierten TV-Screen-Format liegt in der Spannung der verschiedenen Christus-Präsenzen, mit denen der Priester in seinem Spielfeld zu operieren hat (s. *Sacro-sanctum Concilium* 7). Dass er sich meist einfach vorne in die Mitte zwischen dem neuen Möbel „Volksaltar“ und dem Hochaltar, zwischen dem Heiland der paar letzten Wochen und jenem des Heute Gottes positioniert, lese ich als

einen resignierten Ausdruck dieser (in Realität viel komplexeren) Rollenüberforderung und fast schon als nonverbalen Hilferuf à la „Ich bin ein Star – holt mich hier raus“.

Und schon sind wir mittendrin in den ungelösten Inszenierungsfragen des Gottesdienstes, der mit der Hypothek eines aus höchst apologetischer und polemischer Zeit ererbten und noch viel zu wenig kritisch reflektierten Bühnenbilds umzugehen hat. Hier hinein wirkt die fast schon tragikomisch zu nennende Situation, dass der qualitative Höhepunkt des modernen Kirchenbaus in Auseinandersetzung mit der Liturgischen Bewegung (man denke nur an Rudolf Schwarz) seit den 1930er Jahren ansteigend, in den Jahren unmittelbar vor dem Konzil zu situieren ist.

Wenn der belgische Benediktiner Frédéric Debuyst auf den Punkt bringt, dass man lange meinte, noch gewisse traditionelle Parameter berücksichtigen zu müssen, nun aber, durch den Bau der Kapelle von Ronchamp durch Le Corbusier (1955) sei im Kirchenbau alles möglich geworden, so fällt doch auf, dass das reflexive Niveau in den meisten Kirchenbauten seit 1965 leider nicht in dem erhofften Masse weiter gestiegen ist. Vielmehr ist er einer Experimentierfreudigkeit gewichen, die, einhergehend mit der kirchlichen Euphorie jener Jahre, bald mit eben jener auch schnell wieder verunsichert und beschämt kleinlaut wurde.

Noch immer gleichen unsere Kirchen im Wesentlichen grossen, mehr oder weniger achsensymmetrisch konzipierten Sälen, eingeteilt in einen Hauptraum mit strenger Reihenbestuhlung, der ausgerichtet ist auf die vorn erhöhte Bühne. Offensichtlich ortet man dort, auf der Bühne, das Geschehen, weswegen „Normalsterbliche“ intuitiv in der Sitzreihe Platz nehmen. Aber werden damit die richtigen Intuitionen bedient?

Der skeptische Blick in diese leere Kirche bestätigt sich sonntags während der Messe: Sie ähnelt auch jetzt noch einem überladenen Veranstaltungsraum. Bühne wie Zuschauerraum sind übermöbliert, leisten zudem in ihrer frontal gegeneinander abgesetzten Anordnung dem versprochenen interaktiven „Gesamtkunstwerk“ einen Bärendienst, was noch dadurch verstärkt wird, dass allein die Akteur:innen auf der Bühne kostümiert sind. Wie anders doch der Eindruck eine Stunde früher am Bahnhof, wo die Eritreer aus der Menschentraube hervorstachen, da sie alle Weiss tragen: Sie sind unterwegs zur Eucharistie. „Unsere“ Leute konnte ich hingegen erst im segregierten Setting, verstreut im viel zu grossen Kirchenraum also, identifizieren. Im Umkehrschluss ist die Diakonie, der Gottesdienst des Lebens, unseren Kirchenräumen meist auch nicht anzusehen. Kaum etwas im Dekor der Kirche deutete darauf hin, dass das, was hier drin stattfindet, die Welt draussen kontinuierlich und wesentlich verwandeln würde.

Wohin soll ich mich wenden? Kirchenraum als komplexer Kommunikationsraum

Ich breche hier ab; ernsthaftere Lehrgänge vermöchten den Impressionen dieses Spaziergangs noch einiges mehr hinzuzufügen.

Abschliessende aphoristische Formulierungen mögen die Richtung andeuten, in die meiner Meinung nach interdisziplinär weiter gedacht werden sollte im Hinblick auf ein anstehendes Kirchbauprojekt. Und zwar vor allem Anfang. Denn sobald der Architekt eine schöne Container-Form vordefiniert hat, ist man gezwungen, sich nach dieser Decke zu strecken und kann also nur mehr hinterherflicken. Nein, Christsein und Sich-Versammeln im Namen des Auferstandenen soll möglichst bar historischer und v.a. historisierender Reflexe neu gewagt werden, wenn schon einmal die rare Chance eines Neubaus besteht. Vielleicht also sind folgende Gedanken zielführend:

Die architektonische Konzeption des Innenraums einer Kirche geht von der Hauptfunktion des Raumes aus: des in ihr gefeierten Gottesdienstes.

Gottesdienst Feiern ist zu verstehen als ein Dialog zwischen Gott und den Menschen. Gott wird von den Gläubigen als real (wenngleich im physikalischen Sinn unsichtbar und unhörbar) anwesend geglaubt. So sehr real, dass er zwar in den im Gottesdienst verwendeten Realien (Menschen, Worte, Licht, Brot, Wein, ...) repräsentiert wird, letztlich aber die allumfassend tragende Grösse der Wirklichkeit insgesamt, und also allgegenwärtig ist.

Real gegenwärtig aber unsichtbar ist auch die in der Präfation jeweils nach wechselnden „Anwesenheitslisten“ besungene Gemeinschaft der Engel und Heiligen. Hässliche Lüftungstechnik am modernen Kirchensaaldach ist in einer derart banalen Weise „ehrlicher“ gegenüber dem kitschig gefakten Barockhimmel, dass sie bloss eine peinliche Leerstelle der zeitgenössischen Theologie entlarvt. Innenarchitektur und Kunst sind gefordert, zeitgenössisch überzeugende atmosphärische Voraussetzungen zu schaffen, die ermöglichen, physikalische Raumbegrenzungen als relativ erleben zu können.

Im interaktiven Geschehen des Gottesdienstes sind die Kommunikations-Vektoren zu reflektieren und im Hinblick auf die Konzeption des Raumes und des Settings der anwesenden Menschen entsprechend auszurichten. Kommuniziert wird auch mit den „himmlisch Anwesenden“ (s.o.) und untereinander.

Die Verkündigung des Wortes Gottes hat konfrontativen Charakter (Sender – Empfänger). Alle sind Hörer·innen des Wortes. Somit ist der Bereich des Vorsitzes so zu konzipieren, dass die leitende Person (mit Assistenz) sichtbar ebenso unter dem Wort steht wie alle anderen.

Die leitende Person hat über die sparsam eingesetzte moderierende Funktion hinaus vor allem eine des Vorbetens. Wenn sie sich im Gebet stellver-

tretend für alle an Gott richtet, ist dies phänomenologisch für alle Anwesenden wahrnehmbar darzustellen. Es ist zu reflektieren, was das für ihre Positionierung im Raum bedeutet.

Zentraler Fokus im christlichen Gottesdienstverständnis ist das anamnestiche Gedenken des Letzten Abendmahls Jesu und analog dazu des eschatologisch antizipierten Hochzeitsmahles des Lammes im himmlischen Jerusalem. Dafür steht der Altartisch, auch in jeder anderen Gottesdienstform. Er ist deshalb prinzipiell unverrückbar.

Der Altar-Bezirk ist so zu konzipieren, dass er selbst ausserhalb der Gottesdienstzeiten als Raum des Mahlhaltens lesbar ist. Über ihm öffnet sich der Himmel und verschränken sich Zeit und Raum. Die Inszenierung dieses Ein-Leib-Werdens mittels Anstehen in Einerkolonne ist zu überwinden auf eine Communion-Form hin. Experimenteller Mut ist erwünscht. Falscher als die letzten 1000 Jahre kann man es nicht machen.

In diesem komplexen Gefüge ist zudem Gemeindegesang und Musik als integrativer Bestandteil jeder gottesdienstlichen Form optimal zu gewährleisten.

Der Tabernakel ist nicht mehr und nicht weniger als die «Sainte réserve»; der Ort der Aufbewahrung der Eucharistie – in erster Linie im Hinblick auf die Kranken- und Sterbekommunion. Er hat keinerlei Funktion während der Feier eines Gottesdienstes, sondern erschwert eher die Würdigung der unterschiedlichen Präsenzweisen Christi (SC 7) in actu, weshalb sein Standort peripher zu konzipieren ist.

Dass die Christinnen und Christen, aus dem Gottesdienst gestärkt, gesandt sind, ihren Dienst in der Welt selbst als einen Gottesdienst zu begreifen, muss schon am Kirchenbau ablesbar sein. Jegliche Anmutung einer Machtdemonstration, die historisch die eine oder andere Legitimation zu reklamieren vermochte, hat heute einer Haltung der Demut zu weichen. Jetzt ist keine Zeit der hohen Türme. Eher des breiten Daches einer ehrlichen, warmen Gebets-scheune, die allen Herberge bieten will, die wahrhaft Humanes und somit sich selbst und Gott suchen.